

Im Finstern.

Sticze von Robert Fall.

Ich benutze ungen Streichhölzchen, um mir in der Nacht die Treppe hin-aufzuleuchten.

In der schwärzesten Finsterniß verfehle ich nie die ersten Stufen, steige mit Leichtigkeit empor, erst zwölf Stufen, dann fünfzehn, dann eine Wie-gung nach links, und ich bin an der Korridor-Thür. Ich brauche nur die Hand gerade auszustrecken und ich habe das Metallplättchen, welches das Schlüsselloch verdeckt — ein Druck und ich bin im Korridor, vier Schritte und ich bin an der Thür meines Zim-mers.

So war es in meiner alten Woh-nung. Im Frühjahr zog ich aus, und ich mußte wider Willen mich die ersten Abende mit Streichhölzchen versehen, um mich Nachts in dem unbelannten Hause zurechtzufinden. Ich wohnte zwei Treppen hoch, da aber der Witz des Bauherrn noch ein Hochparterre eingeschoben hatte, so muß ich eigent-lich drei Treppenabstiege empor. Es sind Rundtreppen, breit, wenig steil, und die letzte ist mit einem dicken Lauffer besetzt.

Nacht Tage wohnete ich schon da und hatte mich jeden Abend vor dem Nach-hausegehen, sorgfältig mit Streich-hölzchen versehen, bis ich eines Abends beim Herausgehen meines Hauschlüs-sels sah, daß ich kein einziges bei mir hatte. Schon überlegte ich, ob ich mir nicht aus dem nächsten Wirtshaus ein Päckchen holen sollte, aber ich mußte über meine Anzugsstücke lä-cheln. Was an diesen drei Treppen nicht schon zu erkennen war. Ein-mal rechts, einmal links und ich war oben; ich mußte mich doch ohnedies gewöhnen, bald im Finstern nach Hause zu gehen, wie ich es in meiner alten Wohnung gethan habe.

Ich schloß also auf, schloß die schwere Hausthür wieder sorgfältig zu und ging die Treppe hinauf. Es war stockfinstern. Die ersten zwei Tre-ppenabstiege hatten keine Lauffer, das hatte ich mir wohl gemerkt, erst der dritte, der zu meiner Wohnung führ-te, war belegt. Ich konnte also auf keinen Fall meine Wohnung verfeh-len. Mit an der Treppenbrüstung haltend, stieg ich schnell hinauf, ich lief fast und merkte erst, daß ich den Lauffer schon unter den Füßen hatte, als ich wohl schon die Hälfte der Treppe zurückgelegt haben mochte. Noch einige Stufen und ich mußte am Ziele sein. Aber es wurden immer mehr und mehr Stufen. War ich in der Schnelligkeit schon zu hoch ge-gangen? Das wäre unvorsichtig ge-wesen, aber jedenfalls muß ich die Treppe zu Ende steigen. Ich taste mich vorwärts, der Boden vertritt sich, ich bin also am Ende. Rechts fühle ich das Geländer der Treppe, die weiter in die oberen Etagen führt. Sie hat keinen Lauffer und führt wohl zur vierten Etage, ich bin also wahrscheinlich in der dritten Etage und darum eine Treppe zu hoch ge-gangen.

Wie ärgerlich! Jetzt muß ich mich zu den Stufen zurücktaufen und zu meiner Etage heruntersteigen. Die Finsterniß ist undurchdringlich und ich muß die Wand betasteln und be-tasten, um mich zu orientieren. Die Treppe muß zu meiner linken liegen, und wenn ich geradeaus gehe, muß ich sie finden. Nach einigen vorsichti-gen Schritten bleibt der vorausstrei-tende Fuß in der Luft, meine Hand stößt an ein Geländer, ich bin also auf der Treppe. Vorsichtig taste ich mich an die Wand, steige abwärts. Ich zähle zwölf Stufen und bin am Ende. Hier muß die zweite Etage sein. Ich bleibe wieder ein Weilschen stehen, um mich zurechtzufinden. Ich erinnere mich ganz genau, daß links von der Treppe die Thür zur Woh-nung meiner Wirtshaus liegt. Ich muß mich also linker Hand halten, schreite vorsichtig aus und fasse beim Takten den Metallring der elektrischen Klingel. Der Ring würde noch nicht die richtige Stelle geben, daß ich an derselben sei, denn die Klingelvor-richtung ist wohl an allen Wohnungen des Hauses in gleicher Form ange-bracht. Aber meine Hand streift ein Blechschildehen, dann befühle ich den Rand einer mir wohlbekannten Wis-entartete, mein Fuß stößt an eine Schubstufenbohrung und ich er-kenne mit Freuden, daß ich zu Hause bin.

Schnell hole ich den Korridorschlüs-sel aus der Tasche, schließe auf, klappe die Thür zu und will nun zu meinem Zimmer. Wie ich mich aber nach rechts wende, muß ich stehen bleiben, in un-mittelbarer Nähe höre ich die regel-mäßigen Athemzüge eines Schlafenden. Ich bleibe stehen und lausche ge-spannt nach der Richtung. Sollte mein Zimmernachbar so kräftig ath-men, daß man es durch die Thür hört? In der Finsterniß sind alle Sinne schärfer und das Ohr fängt voller auf, was es sonst nicht so deutlich hört. Ich will weiter, aber in dem-selben Augenblick knarrt ein Bettge-stell, und ich höre ein Knirschen und gleich darauf wieder den regelmäßi-gen Athem.

Vorsichtig gehe ich weiter, mein Fuß stößt an ein Bett und die geradeaus gehaltene Hand fahrt an das dicke Haar eines Kopfes. Ich rade zusam-men und weiche entsetzt zurück. Ich bin also doch irrt gegangen und bin in einer fremden Wohnung! Aber daß mein Schlüssel die Thüre schloß? Solch ein Zufall konnte sich immerhin in einem Hause fügen. War

ich aber hier in fremder Wohnung, so befand ich mich jedenfalls auf einem Korridor. Selbstam aber, daß hier Je-mand schlief. Ich mußte also entwe-der eine Etage zu tief oder zu hoch ge-gangen sein. Oder war ich in der rech-tigen Etage und hatte die gegenüber-liegende Wohnung aufgeschlossen? Alle diese Gedanken zudten mir durch den Kopf. Ich mußte mich jetzt so schnell als möglich entfernen. Ich gehe einen Schritt nach rückwärts, trete lauter auf, als ich will, und der Schläfer räuspert sich wieder. Jetzt knarrte das Bett, ich höre deutlich, wie er sich umwendet. Das Geräusch, das ich verursache, hatte ihn im Schloße ge-stört. Ich halte mich mauschenstill und bemühe mich, im Finstern die Richtung nach der Thür zu finden. Meine Hand geradeausstreckend, schrei-le ich langsam und vorsichtig aus. Da regt sich wieder der Schläfer.

Wie, wenn er jetzt erwacht und hört, daß ein Fremder im Hause ist? Mir kloßt das Herz bis zum Halbe empor. Wenn ich jetzt nicht gleich die Thür finden würde oder über einen Gegenstand stolpere, daß der Schla-fende vollends erwacht — wenn er mich anruft, wenn er sich aufrichtet und mich für einen Einbrecher hält? Er kann Lärm schlagen oder schreien wie auf einen Dieb. Mit jähem Schrecken höre ich wieder das Bett knarren. Der Mann bewegt sich, und ich glaube, einen hellen Flimmer in der dichtsten Finsterniß zu sehen. Er scheint sich zu bewegen und aufstehen zu wollen. Wenn er jetzt Lärm macht, bin ich verloren. Mein Herz kloßt mit hörbaren Schlägen und ich wage nicht, mich zu rühren. Mit angehaltenem Athem starre ich in die Finsterniß. Die Gefahr, in der ich mich so plötzlich befinde, treibt mir eine jähe Hitze zum Kopf, mir brummen die Schläfen, aber in einer plötzlichen Energie taste ich mit der rechten Hand, stoße an eine Wand, fühle mich leicht an dieser entlang — sie schien endlos so fein — aber plötzlich stoße ich an eine Thürfüllung und ein Schauer der Erleichterung geht mir über die Brust und den Rücken. Meine Hand zittert leicht, aber sie findet schnell den Drücker, die Thür öffnet sich und bebende, mit möglichster Ge-räuschlosigkeit schlüße ich sie hinter mir zu.

Tief atme ich auf. Aber wo befinde ich mich jetzt? Wenn der Mann da drinnen durch das Zubrücken der Thür erwacht ist, kann er mich doch noch immer abfassen. Doch jede Schnelligkeit wäre jetzt gefährlich. Wo befinde ich mich aber? Pech-schwarze Finsterniß rings um mich. Ich durchwühle alle Taschen nach ein-mem Streichhölzchen. In keiner ein-zigen finde ich was. Mein Portem-onnaie mit dem ganzen Inhalt würde ich jetzt für ein Schändelchen Wackelzunder geben, und mir fällt die bettelnde alte Frau ein, die mir in der Leihzahler Straße die Zündhölzler bit-tend hingehten hat. . . .

Eines wird mir in der Finsterniß klar, ich muß jetzt die Treppe er-reichen und sie ganz hinuntersteigen. Unten ankommen, werde ich bei au-ßer Vorsicht mich zurechtfinden und dann nochmals behutsam und mit Aufmerksamkeit die drei Treppenab-stiege hinaufsteigen und dann die rechte Thür nicht mehr verfehlen. Aber wie jetzt die Treppe finden? Ich taste langsam und vorsichtig. Schrittlchen für Schrittlchen; taste mich die Wand entlang und bin bald an der Treppe. Ich fasse nach der Brüstung und steige hinab. Ich trete hart auf und merke, daß kein Lauffer die Stufen bedeckt, ich bin also ohne Zweifel in der ersten Etage oder im Hochparterre. Aber die Stufen neh-men kein Ende. Ich werde müde, halte inne und jetzt merke ich, daß die einzelnen Stufen kleiner, die Treppe schmaler ist. Auch die Brüstung fühlt sich anders an. Was ist das für eine Treppe? Bin ich denn irrt oder ver-wirrt mich die Aufregung. Jetzt steige ich weiter hinunter. Pöpslich trifft mich Dämmerschein, ich trete auf har-te Fliesen, ich bin an einer offenen Thür, und wie ich sie durchschreite, stehe ich plötzlich in einem von hohen Mauern umgebenen Hof.

Riesige Mauern, darin die Fenster wie schwarze Löcher.

Ein neuer Schreck durchfährt mich, wo bin ich denn jetzt wieder hingeta-ucht? Nun mußte ich's. Ich war die Hintertreppe hinabgegangen, die zum Hofe führte. Wie war ich aber zur Hintertreppe gekommen? Kein Zwei-fel in dem Korridor, in dem der Mann schlief, nicht die Thür zum Flur, sondern zur Hintertreppe ertappt. Was nun? Wieder densel-ben Weg zurück? Um keinen Preis der Welt? Also mich ruhig sinken an den Morgen erwarten? Schon fühle ich, wie mir die Energie schwin-det und ich dem Gedanken nachgeben will. Aber noch eines muß ich ver-suchen. Vielleicht die große Hofthür öffnen und ich kann ins Vorderhaus gelangen. Ich tappe mich vorsichtig hin. Sie ist geschlossen. Apathisch lehne ich mich an sie an. Von drau-ßen her höre ich das dumpfe Rollen der Droschken. Da überkommt mich der Gedanke, ob ich nicht gar in ein fremdes Haus gerathen bin. Das Scheut mich auf, ich rüttle an der Thür, sie gibt nicht nach, aber ich er-kenne ein niedriges Seitenthürchen, das offen steht. Schnell schlüße ich durch, ganz geradeaus, dann einige Stufen empor, und ich befinde mich an der Hausthür. Es war mei-ne wohlbekannte Hausthür. Schnell schloß ich sie auf und war auf der

Straße. Doch athmete ich in einem Gefühl der Freiheit auf.

Streichhölzer schaffen, war mein erster Gedanke. Es war schon sehr spät und kein Restaurant mehr offen. Da humpelte eine Droschke vorüber und ich rief den Kutscher an, ob er nicht Streichhölzer habe. Ich reichte ihm 50 Pfennige, und verschlafen holte er ein Paket aus der Tasche. Wie einen Schatz trug ich das Päckchen nach Hause. Nun hatte ich Licht, nun war alles gut. Ich schloß auf, zündete an und stieg schnell die Treppe empor. Bald war ich an der Thür, an der mich meine Visitenkarte vertraulich an-ländelt. Ich öffnete schnell und geräusch-los und klappte die Thür kräftig zu. Wie ich mich umwandte, stand ich starr und röh vor Staunen die Augen auf. Auf einem Feldebett lag ein kräf-tiger Mann mit wirren, dichten Haaren und grüne mit verschlafenen an. „Wie kommen Sie hierher?“ fragte ich und leuchtete dem Mann ins Ge-sicht. „Ach, entschuldigen Sie“, sagte er, aus der Verblaffenheit sich auf-raffend. „Ich bin heute von außer-halb zum Besuch meiner Schwägerin eingetroffen, und da sie mich nicht anders unterbringen konnte — wissen Sie — hat sie mir im Korridor auf einem Feldebett aufbetten lassen.“

Ich sah ihn noch immer erstaunt an, und er lächelte. So... dann verzehne Sie meine Störung. . . . Ich sagte ihm und ging mit verirrtem Kopf in mein Zimmer. Ich war also vorhin doch ganz richtig gegangen! War auf meinem Korridor, hart an meinem Zimmer, und hatte so viel Anstöße und unnützes Herumwühlen aus-zufehen! Nun lachte ich fast. Ver-dammte Finsterniß! Verdammte Unvorsichtigkeit! Daß mir von nun an ja kein Streichholz in der Tasche fehlt! Gestern ging ich wieder im Finstern nach Hause.

Ihr Trick.

Eine lustige Geschichte von Paul Blij.

Als der Sommer ins Land kam und die jungen Frauen daran dachten, wie sie es anfangen sollten, ihren Männern diesmal die übliche Som-merreise abzuschmeicheln — zu dieser schönen Zeit besuchte Frau Lucie Solm ihre beste Freundin Ella Berger, um mit ihr über diese augen-blicklich wichtigste Frage zu berathen.

Als Lucie die Freundin begrüßte, sah sie zu ihrem Erstaunen, daß Ella rothgezeichnete Augen hatte. „Aber Ella, was fehlt Dir denn?“ fragte sie erstaunt. Unter Thränen berichtete die Freun-din: „Denn! Dir nur, mein Mann will mir diesmal keine Sommer-reise bewilligen.“

Lucie sah erstaunt auf und fragte dann: „Weshalb denn nicht?“ „Er sagt, die Zeiten seien so schlecht; man müsse sparsam sein.“ Lucie zog die feinen Brauen ein wenig hoch, sann einen Augenblick nach und sagte darauf: „Du hättest Dir vom Arzt die Reise verordnen lassen sollen.“

„Aber das that ich ja!“ „Und dennoch sagte Dein Mann nein?“ „Dennoch! Das ist ja, was mich so empört!“

Nach einer kleinen Pause fragte Lucie: „Sag mal, war es nicht bes-ser gewesen, wenn Du nicht so ehrlich, sondern mit etwas List und Klugheit vorgegangen wärest? Du weißt doch, daß alle Männer Egoisten sind — also muß man sie eben bei ihrer Schwachen Seite zu packen suchen.“

„Daran habe ich keinen Augenblick ge-dacht“, schluckte Ella; ich glaube eben, er würde mich so lieben, daß er mir jeden Wunsch erfüllt hätte!“ „Optimistin!“ spottete Lucie, indem sie sich verabschiedete. „Na, verzog nicht gleich! Vielleicht kann ich Dir später einen guten Rath geben.“

Als Lucie allein war und ihrer Wohnung zuschritt, bedachte sie alles nochmals — und lächelnd kam sie zu dem Resultat: Nein, ich werde bei meinem Mann die Sache anders an-fangen, damit ich mir keinen Korb hole!

Frau Lucie holm wollte natürlich auch verreisen, und zwar war das idyllische Waldberg das Ziel ihrer Sehnsucht, aber sie hüdete sich wohl, dies ihrem gestrengen Hausherrn zu ver-rathen — o nein, dazu war sie zu klug! Sie verliuchte es lieber, auf in-direkten Wegen zu ihrem Ziel zu ge-langen.

Als sie mit ihrem Mann beim Mittagessen saß, das sie gerade mit besonderer Sorgfalt hatte zubereiten lassen, sagte sie plötzlich: „Hehlt Dir etwas, Fräulein?“

Der Gatte, der beim besten Appe-tite war, sah ganz erstaunt auf, blickte sie an und fragte: „Wieso soll mir denn was fehlen?“ „Dein Aussehen gefällt mir nicht“, entgegnete sie ganz ruhig. „Er sah in einen Taschenspiegel, lä-chelte dann und sagte endlich: „Un-sinn! Ich sehe genau so aus wie sonst; übrigens siehst Du doch am besten an meinem Appetit, daß mir nichts fehlen kann.“

Lucie wurde ernst, als sie weiter-sprach: „Der Appetit will gar nichts besagen, im Gegentheil, gerade Kran-ke haben oft einen geradezu unnatür-lichen Appetit.“

„Lächelnd wandte er ein: „Du willst mich wohl schon zu den Schwerekranken rechnen?“ Sie aber sprach ruhig und ernst weiter: „Nein, lieber Fräulein — Scherz beiseite, — ich habe Dich schon seit mehreren Tagen genau beobachtet, — ich wollte Dich nur nicht beunruhigen, weil ich dachte, es würde sich bessern, — es ist aber bis jetzt nicht besser ge-worden; — in der That, Dein Aus-sehen beunruhigt mich wirklich! Deine Gesichtsfarbe ist ja ganz gelblich.“

Jetzt wurde er aber doch unruhig. Indessen beherzigte er sich schnell wieder, um sich keine Blöße zu geben, und erwiderte mit gemachter Heiter-keit: „Du siehst Gespensier, Schatz! Ich fühle mich so wohl, wie selten vorher!“

Frau Lucie zudte mit den Schul-tern und sagte: „Nimm die Sache nicht so leicht, lieber Fräulein! Achte lieber ein wenig auf Dich! Die Sache beunruhigt mich ernsthaft.“

Wiederum verliuchte er zu lächeln; aber es blieb bei dem Versuch; das beunruhigende Wort der Frau setzte sich in seiner Einbildung fest und wurde zum nagenden Zwi-fel.

Gleich nach Tisch ging er in sein Zimmer und unterzog sein Aussehen einer durchaus eingehenden Prüfung — er befühlte seinen Puls und sein Herz, kontrollirte die Pulse nach der Uhr und besah sich so lange in Spie-gel, bis er auch wirklich fand, daß seine Frau entschieden recht hatte, seine Gesichtsfarbe war gelblich und nicht normal.

Während dessen stand die kleine Frau am Schlüsselloch der Thür und belauschte ihren Mann, und als sie ihn vor dem Spiegel stehen sah, wußte sie genau — sie hatte sich also wirk-lich nicht getäuscht, sie hatte wirklich feinen wunden Punkt getroffen!

Schon am Abend desselben Tages wollte es dem Hausherrn nicht mehr so recht schmeiden, obgleich Frau Lucie ihm seine Lieblingsessenszubereitung hatte.

Als er nicht auf, fragte sie erstaunt: „Schmeckt es Dir nicht, Fräulein? Du nippst ja kaum.“

„Ich habe keinen rechten Appetit“, entschuldigte er sich. „Ja, ist Dir denn nicht wohl?“

„Das kann ich gerade nicht sagen“, entgegnete er leicht verlegen, „aber ich habe gethan, was Du mir gerathen hast, ich habe mich beobachtet, und ich glaube, daß ich wirklich keine ganz gesunde Farbe habe.“

„Siehst Du, wie recht ich hatte!“

„Er nickte. „Ich glaube, mit meinem Magen ist es nicht ganz in Ordnung; ich werde mal unsern Doktor deshalb befragen.“

„Jetzt nicht sie auch. Das thut nur, Fräulein! — Aber weißt Du, so schlimm wird es wohl noch nicht sein, daß Du deshalb hungern müßtest, — bitte, lang' doch zu!“

Daß er blieb standhaft, er sah nur sehr wenig, so schwer ihm dieser Ver-zicht auch wurde, denn es war ja sein Leibgericht.

Und während der nächsten Moh-zeiten wiederholte sich dasselbe — er sah fast nichts mehr.

„Aber Mann“, bat sie, „ich doch mehr! So krank bist Du doch gewiß noch nicht, daß Du Dir solche Diät auferlegen müßtest.“

Doch auch jetzt blieb er fest. „Besser ist besser“, sagte er, „mit dem Magen ist nicht zu spaßen.“

Da wurde sie energisch. „Aber wenn Du Dich wirklich nicht wohl fühlst, lieber Fräulein, so lassen wir doch den Arzt holen!“

Und er, der dies heimlich schon längst geplant hatte, sich bisher aber nur noch nicht so recht entschließen konnte, er sagte nun ein wenig kleinlaut: „Ja, laß ihn nur kommen!“

Da athmete die kleine Frau heim-lich wie befreit auf.

Als der Arzt kam, hatte Fräulein gerade eine geschickliche Bepfehlung, und so empfing ihn Frau Lucie al-lein.

„Nun, was fehlt denn Ihrem Mann eigentlich?“ fragte der Arzt, als er der kleinen Frau galant die Hand küßte.

Sie lächelte schelmisch und sagte ein wenig zögernd: „Sie kennen ihn ja schon, Doktorchen.“

Der Arzt nickte lachend. „Also hat er sich wieder etwas ein-gebildet?“

Lucie nickte. „Er fürchtet für sei-nen Magen.“

Wieder lachte der Arzt. „Sein Magen ist aber unermüdlich.“

„Das wird er Ihnen doch nicht glauben!“

„Nun, so werde ich ihm zur Be-ruhigung etwas Unschädliches ver-schreiben!“

Da lächelte Frau Lucie ihr lieb-liches Lächeln und sagte: „Vielleicht wäre es besser, Sie verordneten ihm eine kleine Reise — so eine, die auch mir nichts schaden könnte!“

verordnet hat; er lebt diät und regel-mäßig, trinkt den Brunnen und geht viel spazieren, — und sein Appetit wird von Tag zu Tag besser, so daß er nach und nach seine alte Schlust wiederfindet.

Und Frau Lucie that, was sie als gute Frau ihrem Manne schuldig ist; — sie pflegte ihn treu und brav; zwi-schendurch hat sie aber doch noch Zeit und Gelassenheit genug, auf der Zur-promenade und zu den Concerten alle ihre reizenden neuen Roben zu zeigen, so daß sie voll auf ihre Kosten kommt!

Eines Tages bekam sie einen Brief von der Freundin Ella, die noch immer klagend daheim saß. „Was soll ich bloß thun? Gib mir doch einen guten Rath!“ bat sie flehentlich.

Da konnte Lucie ihr gutes Herz nicht mehr länger unterdrücken und sie gab der Freundin einen guten Rath!

Wie der Großweir Schulden be-zahlte.

In einer Plauderei über das Trinkgeldehen erzählt ein Mitarbeiter des „Gaulois“ eine amüsante Anekdote aus Konstantinopel, die ein Landsmann von ihm mit dem Großweir erlebt hat. Der Vorfall liegt einige 20 Jahre zurück. Der Großweir schuldet dem Franzosen eine ziemlich hohe Summe; er war nicht gefonnen, sie zu verlieren, sondern wurde nicht müde, den türkischen Großwürdenträger immer von Neuem an die Schuld zu mahnen und ihn zu fragen, ob er dem Gebanten einer Rückzahlung nicht in irgend einer Form nahezutreten gedächte. Dem Großweir wurden die regel-mäßigen Mahnungen allmählich zu lästig, und eines Tages sagte er schließlich dem Franzosen: „Schön, ich werde bezahlen.“ Es war der Augenblick, in dem der Großweir aus-zufahren pflegte. Er fügte den Gläu-biger höflich zu einer Kalesche, einem offenen Landauer. „Bitte, steigen Sie ein.“ Der Franzose ist über-rascht: „Aber nach Ihnen, Hehe!“

„Aber bitte schön, steigen Sie nur ein.“ Eine Zeit lang tauschen die Herren Komplimente. Als sie endlich im Wagen sind, hat sich längst eine Menschenmasse um das Gefährt ver-sammelt. Zwei oder dreimal fährt die Equipage über die großen Plätze von Pera. Dann läßt der Großweir halten. „So, mein Herr, jetzt können Sie aussteigen, Sie sind bezahlt.“

„Aber Hehe, verzeihen Sie, ich ver-stehe nicht. . .“ „Gehen Sie nur nach Hause. Sie werden schon verstehen lernen.“ Der Franzose glaubte an einen schlechten Scherz, und etwas mißmuthig schlendert er heimwärts.

Vor seinem Hause ist ein großes Ge-dränge, und Korridor und Räume sind voll von Menschen; Türken, Griechen, Armenier, ein wirres Durcheinander. Sie alle kommen, um den Franzosen zu begrüßend, sie ha-ben gehört, gesehen, erfahren, daß er mit dem Großweir so auf steht, ja sogar mit ihm spazieren fährt, und sie bitten um seine Protektion. Nun be-greift der Gläubiger die Worte des Großweirs. Und da der hohe Wür-denträger dies selbst als eine Bezah-lung bezeichnen hatte, überwindet er seine Bedenken. Nach kaum zwei Stunden hat er soviel kleine Ge-schenke und große Geschenke bekom-men, daß sein Guthaben längst gedeckt ist. Sorglich schreibt er die Wünsche und Befehle aller Bittsteller auf, und am nächsten Tage besucht er den Großweir. Lachend empfängt er ihn: „Nun, was habe ich Ihnen ge-sagt.“ „Sie haben Recht, Hehe, aber was soll ich nun mit den Bittschriften all dieser braven Leute machen? Die bewahren Sie sich als Andenken an mich auf und sorgen Sie sich nicht um das Recht derer, die Sie „brave Leute“ nennen. . .“

Die alten Kater als Steno-graphen.

Das Britische Museum hat nach seinem neuesten Bericht ein Lexikon erworben, das eine Sammlung latei-nischer stenographischer Symbole ent-hält. Diese sind bereits im Alter-thum erfunden worden und werden auf einen Freigelassenen des Cicero, Namens Tullius Tiro, zurückgeführt. Ein anderes interessantes Stück ist eine Tafel aus dem dritten Jahrhun-dert vor Christi Geburt, die in den damaligen ägyptischen Schulen zum Unterricht in der griechischen Gram-matik benutzt wurde.

Ein Zemannstücken.

das wohl Erwähnung verdient, brachte anlässlich der verschiedenen Regatten auf der Kieler Bucht ein Fährich zur See fertig. Eine An-zahl Fährichs waren mit einem Offizier in einer Dampfbarke hin-ausgefahren. Dem der Fährichs, der „achtern“ stand, fiel durch eine Unvorsichtigkeit seine Uhr ins Meer. In blüschnellter Entschlossenheit sprang der junge Mann, vollständig angezogen, mit einem gewaltigen Hacksprung in das Wasser, tauchte nach seiner Uhr, erwischte sie auch glücklich an der Kette und schwamm nun lachend zu dem Schiff, das auf dem Ruf „Mann über Bord“ zurück-tam und den Muthigen auffischte.



Und ein Vertrauen setzt meine neue Herrschaft auf mich! . . . Die zwei Mont' die ich nun bei ihr bin, burst' ich die ganzen Küchenausgaben aus meiner Tasche auslegen!“

Die Furchtome. Hausfrau (unermüdet nach Hause kommend): Aber, Minna, was fällt dir ein, du hast ja zwei Soldaten in der Küche?

Minna: Ach, entschuldigen, gnäd' Frau, ich fürcht' mich allein gar so sehr!

Dann allerdings. Arzt: „Medizin hat auf Ihre Krankheit keinen Einfluß. Sie müssen sich vor allen Dingen Bewegung machen.“

Patient: „Noch mehr Bewegung, ich glaube, ich mache mir schon Bewegung genug.“

Arzt: „Wieso, was sind Sie denn?“ Patient: „Ich lasse Rechnungen ein.“

Heber seine Verhältnisse. Student A: „Hast Du das Zimmer genommen?“ Student B: „Es sollte zwanzig Mark kosten. . . wie kann ich bei meinem bescheidenen Einkommen so viel . . . schuldig bleiben!“

Verpflichtigt. Untersuchungsrichter: Warum haben Sie diese Anklage nicht gleich gegeben, Sie hätten dann nicht die ganze Zeit in Untersuchung zu sitzen brauchen?“

Annetta: „Das wollte ich ja eben, ich habe doch augenblicklich keine Arbeit!“

Richt so schlimm. Richter (die Alten durchblättern): Mein Gott, Sie haben ja ihr halbes Leben in den Gefängnissen zugebracht!“

Stolz: „Ich bin aber noch ziem-lich jung, Herr Richter!“

Selbsterkenntnis. Sie sind eben erst verlobt und drängen nun schon auf die Hochzeit! Wenn Ihre Braut sich nur darauf einläßt! Sie will Sie doch gewiß erst genauer kennen lernen.

Bah, dann that sie's erst recht nicht!

Unverfroren. Rentier: „. . . Ich habe meine Toch-ter zu lieb, um sie an einen ver-schuldeten Lebemann zu verheirathen, der es nur auf ihr Geld abgesehen hat!“

Bewerber: „So! Um — Sie haben ja noch eine ältere Tochter — haben Sie die auch so lieb?“

Liebeswürdig. Sie: „Schatz, was würdest Du thun, wenn ich in diesen Strom fallen würde?“

Er: „Deine Schwester heirathen.“

Paradoxon. A: „Werden Sie für die Witze, die Sie für die Zeitung schreiben, be-zahlt?“

B: „Meinen Sie, ich mache mein Witze zum Späß?“

Gelungen. Eshchen (eines Weinhändlers): Taterleben, da in dem Buche steht: guter Wein läßt sich nur aus Trauben machen!“

Weinhändler: „Anfäng . . . wohnt habe das Märchenbuch, Moritz!“

Verblümt. Unteroffizier (zum Returen, der ein Paket mit Wurst auspackt): „Was ist das, Haber?“

„Ein Bräu aus der Heimath!“ „Hat Vater mich nicht auch geliebt lassen?“

Der große Mund.



„Das Concert ist furchtbar lang-weilig! . . . Keilner, geben Sie mir mal eine Zeitung, damit ich das Gähnen verbergen kann!“

„Wünschen Sie die „Times“ . . . oder vielleicht den „New Yorker Herald“?“